



«Der Verlust an Biodiversität bei den Kulturpflanzen konnte gestoppt werden»

Ein Interview mit dem Agronom Gert Kleijer, Gründungsvater der Schweizerischen Kommission zur Erhaltung der Kulturpflanzen SKEK und bei Agroscope Changins-Wädenswil ACW zuständig für die Genbank, sowie Beate Schierscher, Agronomin und seit 1996 Geschäftsleiterin der SKEK

HOTSPOT: Herr Kleijer, Sie haben 1991 die Schweizerische Kommission zur Erhaltung der Kulturpflanzen SKEK gegründet. Was waren die Beweggründe?

Kleijer: Kulturpflanzen sind meine grosse Leidenschaft – übrigens auch bei mir im Garten. Vor allem die Tomaten haben es mir angetan: Insgesamt pflanze ich jedes Jahr über zehn verschiedene Sorten an. Für die Genbank von Changins arbeite ich schon seit 1980. Als ich 1990 die Verantwortung für die internationale Zusammenarbeit mit anderen europäischen Genbanken übernommen habe, musste ich feststellen, dass es nicht einmal auf nationaler Ebene einen systematischen Austausch zwischen den privaten Erhaltungsorganisationen gab. Ich beschloss deshalb, alle Akteure, die sich mit der Erhaltung der genetischen Ressourcen beschäftigen, an einen gemeinsamen Tisch zu bringen. An einer ersten Sitzung in Changins beteiligten sich nicht weniger als 25 Organisationen. Das war ermutigend! Der Vorschlag, die Arbeiten in Zukunft zu koordinieren, wurde sehr positiv aufgenommen. Es wurden auch gleich drei Arbeitsgruppen gegründet: Eine für die Kulturpflanzen, eine für die Obstbäume und eine für die Wildpflanzen, aus der dann im gleichen Jahr die Schweizerische Kommission für die Erhaltung von Wildpflanzen SKEW hervorgegangen ist.

Gab es Unterstützung von staatlicher Seite?

Kleijer: Als die SKEK formell in Bern gegründet wurde, erschien sogar der Direktor des Bundesamtes für Landwirtschaft BLW. Es gab allerdings zu Beginn nur eine minimale finanzielle Unterstützung. Die ganze Situation war nicht sehr befriedigend, änderte sich aber schlagartig, als an der 4. Internationalen technischen Konferenz über pflanzengenetische Ressourcen im Juni 1996 in Leipzig der «Glo-

bale Aktionsplan zur Erhaltung und nachhaltigen Nutzung der pflanzengenetischen Ressourcen für Ernährung und Landwirtschaft» von insgesamt 150 Ländern verabschiedet wurde, darunter auch die Schweiz. Basierend auf dem «Globalen Aktionsplan» (NAP) wurde ein «Nationaler Aktionsplan» erarbeitet, der es dem BLW ermöglichte, ab 1999 spezielle Projekte zur Erhaltung und Förderung der genetischen Ressourcen zu unterstützen und zu finanzieren. Da die Koordinationsarbeit nun noch wichtiger wurde, erklärte sich das BLW dazu bereit, die Geschäftsstelle der SKEK zu finanzieren. Es herrschte bei uns und den Organisationen eine echte Aufbruchstimmung.

Frau Schierscher, Sie haben 1996 die Geschäftsstelle übernommen. Welchen Bezug hatten Sie zu den Kulturpflanzen?

Schierscher: Ich bin eine Bauertochter. Auf unserem Hof in Liechtenstein wuchsen viele alte Obstsorten. Heute lebe ich mit meiner Familie in der Nähe von Nyon ebenfalls auf einem ehemaligen kleinen Bauernhof. Wie Gert Kleijer sind wir in Bezug auf Gemüse Selbstversorger. Und selbstverständlich ist unsere Sortenvielfalt überdurchschnittlich gross. Die Ernte ist allerdings zum Essen bestimmt, nicht zum Einlagern in die Genbank. Private Besucher führe ich aber gerne durch meinen kleinen «Sortengarten».

Wie haben Sie die ersten Jahre auf der Geschäftsselle erlebt?

Schierscher: Mit dem NAP flossen zum ersten Mal öffentliche Gelder in die Erhaltung der genetischen Ressourcen. Vorher mussten die privaten Organisationen die Erhaltungsarbeit aus anderen Quellen finanzieren. Der Bedarf nach einer Koordinationsstelle war riesig. Hätte es die SKEK nicht gegeben, hät-

te man sie 1996 erfinden müssen. Die SKEK war 1991 als Dachverband gegründet worden, und zwar nach dem Bottom-up-Prinzip. Das schaffte Vertrauen. Und ohne Vertrauen wären wir heute nicht da, wo wir stehen. Immerhin mussten wir gemeinsam am Tisch sitzen, Arbeiten aufteilen, Methoden erarbeiten, Sortenblätter entwerfen. Die Stellenprozentage stiegen mit der anfallenden Arbeit: Von 40 Prozent im Jahr 1998 auf heute 230 Prozent.

Welche Rolle spielte der Umweltgipfel von Rio bei der Erhaltung der Kulturpflanzen?

Schierscher: Die Biodiversitäts-Konvention beschäftigt sich nicht direkt mit Kulturpflanzen. Sie hat aber die legale Basis geschaffen für den «Globalen Aktionsplan» der FAO und damit für den «Nationalen Aktionsplan» in der Schweiz.

Was wurde seit 1991 erreicht, was nicht?

Kleijer: Die grossen Ziele der SKEK wurden erreicht. Man kann natürlich immer alles noch besser machen, beispielsweise die allerletzte Sorte im hintersten Seitental finden. Ich bin mit der Erhaltungsarbeit aber sehr zufrieden. Rund 20 000 Sorten können heute als gesichert gelten. Die wirtschaftliche, ökologische und kulturelle Bedeutung dieses Schatzes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dazu ein nettes Beispiel: Der älteste Sammlungsbeleg in unserer Genbank stammt aus dem Jahr 1900. Es handelt sich um die Weizensorte «Rouge de Gruyère», die speziell wegen dem Stroh angebaut wurde, aus dem Frauen in Heimarbeit Flechtarbeiten anfertigten. Als diese Tradition Anfang des 20. Jahrhunderts erlosch, verschwand auch die Sorte aus den Kulturen. Als die Tradition wiederbelebt werden sollte, konnten wir die Samen wieder abgeben. Heute wird die Weizensorte

wieder auf mehreren Hektaren angebaut. Sie ist damit ein faszinierendes Beispiel dafür, wie wichtig die Erhaltungsarbeit war und ist.

Schierscher: Bisher stand die Inventarisierung und Sicherung sowie die Beschreibung der Sortenvielfalt im Vordergrund unserer Arbeit. Die Erhaltung des gesammelten Materials und dessen Beschreibung ist eine Daueraufgabe. Es wird nun verstärkt darum gehen, die nachhaltige Nutzung zu fördern.

Wie gross ist das Interesse der Gesellschaft und der Wirtschaft an den alten Kulturpflanzen?

Kleijer: Das Interesse ist sehr gross! Wir bekommen sehr viele Anfragen nach alten Landsorten. Ein sehr schönes Beispiel ist die Anfrage einer Einwohnerin eines kleinen Walliser Dorfes. Sie fragte mich nach einer Sorte, die früher bei ihnen angebaut wurde. Wir recherchierten in unserer Datenbank und stiessten auf eine Weizensorte, die früher einmal im Dorf der Frau gesammelt wurde. Offenbar war es genau die Sorte, die sie gesucht hat. Heute wird die Sorte in dem Dorf wieder angebaut. Es gibt sogar eine spezielle Mühle, die die Ernte zu Mehl verarbeitet. Solche Beispiele von Sorten, die wieder in Kultur gehen, gibt es immer häufiger, und sie sind extrem motivierend! Leider ist die Nutzung der Sortenvielfalt allzu oft noch dem Zufall überlassen.

Wie hat sich die Biodiversität bei den Kulturpflanzen in der Schweiz seit 1900 entwickelt?

Kleijer: Das hängt von der Artengruppe ab, die wir betrachten. Beim Getreide fand das grösste Sortensterben in den 1930er und 1940er Jahren statt. Zum Glück fanden in dieser Zeit auch viele Sorten Eingang in die Sammlungen, wobei aber nur jenes Material erhalten wurde, das sich aus damaliger Sicht potenziell für die Züchtungsarbeit geeignet hat. In den 1950er Jahren wurde nur noch eine Handvoll Getreidesorten angebaut, heute sind es immerhin wieder 25 bis 30. Beim Gemüse gab es die ganz grossen Verluste erst in den 1980er Jahren mit dem Aufkommen der Hybridsorten. Damals haben wir versucht, möglichst viele Sorten einzulagern. Insgesamt kann man sagen, dass wir heute kaum noch Sorten verlieren und der Verlust an Biodiversität bei den Kulturpflanzen gestoppt werden konnte.

Schierscher: Natürlich ist das, was in den Genbanken und Sammlungen lagert und wächst, nicht das, was effektiv von der

Landwirtschaft genutzt wird. Wir müssen uns fragen, welche Vielfalt wir in den Kulturen wollen, wie weit wir das Rad der Zeit zurückdrehen möchten. Ich denke, dass von den 20000 eingelagerten Sorten nur wenige Promille tatsächlich wieder angebaut werden, meist wohl als Nischenprodukt mit einer höheren Wertschöpfung, als Produkte auf den lokalen Märkten oder in Privatgärten. Der Anbau muss ja ökonomisch Sinn machen.

Kleijer: Das denke ich auch. Viele alte Getreidesorten sind unter den heutigen Anbau- und Erntetechniken nicht mehr einsetzbar. Und auch Coop wird nicht mehr als zwei Handvoll Gemüsesorten in sein Sortiment

uns eingelagerten Getreidelandsorten nach Krankheitsresistenzen. Vor allem bei Dinkel und Gerste haben wir sehr interessante Sorten gefunden. Einige werden nun in ein Züchtungsprogramm aufgenommen.

Was sind die zukünftigen Herausforderungen?

Kleijer: In der Schweiz wissen wir nun im Grossen und Ganzen, was wir haben, und das meiste davon kann als gesichert gelten. Es ist nun nur logisch, dass wir auch auf europäischer Ebene aktiver werden. Im Rest von Europa ist die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Organisationen untereinander und mit staatlichen Forschungsstellen nämlich immer



Foto Carole Parodi ACW

aufnehmen. Was den Grossverteiler interessiert, sind verschiedene Farben und Formen – Charaktereigenschaften also, die sich von konventionellen Sorten unterscheiden. Hat er aber erst einmal eine weisse, eine rote und eine orangene Rübe im Sortiment, interessiert es ihn nicht mehr, wenn wir darauf hinweisen, dass es von den gelben noch fünf weitere Sorten gibt. Das heisst aber nicht, dass wir die Sorten, die nicht sofort kommerzialisierbar sind, wegwerfen können! Das sind alles potenzielle Kreuzungspartner mit interessanten Genen. Zurzeit untersuchen wir zusammen mit anderen Forschungsgruppen die bei

noch sehr schlecht. Es ist eine grosse Herausforderung, ein internationales Netzwerk aufzubauen. In der Schweiz lagern übrigens sehr viele ausländische Sorten. Vor einigen Jahren hatten wir eine Anfrage zu alten Getreidesorten aus dem Aostatal. In unserer Sammlung sind wir fündig geworden. Wir konnten viele alte Landsorten abgeben – Sorten, die schon längst aus dem Aostatal verschwunden waren und heute dank unserem Saatgut wieder angebaut werden. Auch dieses Beispiel zeigt, dass es sich lohnt, möglichst viel zu erhalten und gut zu dokumentieren. ■

Interview: Gregor Klaus